

14. Schluss

Das Buch begann mit einem Unbehagen gegenüber bestimmten Verkürzungen und Engführungen in der Soziologie.

Ich hatte gezeigt, dass diese Verkürzungen auf eine ganze Reihe von Obsessionen zurückführbar sind: Obsessionen mit Aktivitäten, mit Konflikten und Antagonismen, die mit einer großen Vorliebe für zynische Erklärungen einhergehen. In dieser Hinsicht ist *Beziehungsweisen* eine Fortführung meines vorherigen Buches *Das Leben der Institutionen* (2011a). Dort ging es mir ebenfalls um soziologische Obsessionen: um Obsessionen mit gesellschaftlichen Verhärtungen, Disziplinierungen und Kanalisierungen, um die gängige Vorstellung, dass soziale Institutionen als Einschränkungen (z.B. des menschlichen Lebens und der Kreativität) zu verstehen sind. Wir haben alle gelernt, Gesellschaft als eine Beschränkung individueller Interessen und Egoismen zu verstehen, als eine Art Anstalt zur Disziplinierung und Kontrolle von Individuen. Eine dominante Denktradition innerhalb der Soziologie definiert sich implizit oder explizit über das Narrativ vom *Prozess der Zivilisation*, der sich durch Affektkontrolle, Disziplinierung, Standardisierung, Normalisierung und ähnliche Prozesse bestimmt. Dieser Vorstellung entspricht bzw. entspringt eine *kritische* Soziologie, die sich gerade für die von institutionellen Anstalten befreien den Momente einsetzt. Mir ging es sowohl um die Überwindung dieser negativistischen Vorstellung von Institutionen als auch um die Überwindung der Dualität von individueller Freiheit und institutioneller Disziplinierung. Auch wenn Institutionen einschränkend sein können, steckt das Leben und die Kreativität genauso im Menschen wie in den Institutionen (bzw. sind beide genau genommen soziologisch nicht voneinander zu unterscheiden). Ich habe zu zeigen versucht, dass mit einer solchen Vorstellung – Institutionen als Limitierungsmaschinen – eine weitgehende Ausblendung schöpferischer, kreativer und positiver Momente einhergeht und dass die Soziologie folgerichtig oft daran scheitert, die institutionalisierenden und schöpferischen Momente in den Blick zu bekommen.

Bei der Betonung der schöpferischen Momente ging es mir jedoch nicht um eine Art positivistischer Verteidigung oder Feier des Bestehenden. Und es ging mir auch nicht um eine Verteidigung der Bürokratie, wie es der Titel einer insgesamt sehr freundlichen Besprechung damals suggerierte (Goebel 2014). Und im Zusammenhang einer Kritik an der Vorstellung einer individuellen Freiheit von Institutionen ging es mir ebenfalls nicht um eine Kritik an der Kritischen Soziologie, wie sie von verschiedenen Autoren ins Spiel gebracht wurde (Latour 2007b, Boltanski/Thévenot 2010). Vielmehr ging es mir vor allem darum, positivistischen Sozialtechniken genauso zu entkommen wie einer naiven

Vorstellung von soziologischer Kritik. Die unterkomplexe Kritik der Kritischen Soziologie ist nicht weniger bedrohlich als sozialtechnische Optimierungsansprüche, da sie in der Regel auf ähnlich *übersichtlichen* Vorstellungen des Sozialen beruht. Zumindest in dieser Hinsicht ist *Beziehungsweisen* eine Fortsetzung von *Das Leben der Institutionen*, insofern beide dem Diktum Bergsons folgen, es sich nicht zu leicht zu machen und nichts wegzulassen.

Beziehungsweisen widmet sich wiederum dem sozialen Leben, allerdings nicht mit Blick auf seine institutionalisierenden Momente, sondern mit einem Fokus auf die Verbindungen, die ihnen zugrunde liegen bzw. in die sie eingebunden sind.

Denn so wie die Soziologie oft einen spezifisch negativistischen Blick auf die Institutionen hat, so wirft sie einen ebenso verkürzenden Blick auf die sozialen Beziehungen. Dabei ist die Verallgemeinerung nutzenmaximierender Sozialbeziehungen nur die offensichtlichste Ausprägung dieser allgemeinen Tendenz. Auch hinter den limitierten Ansichten sozialer Beziehungen steht ein ähnlicher Impuls: Wenn im Fall von Institutionen kritisiert wird, dass sie die menschliche Autonomie und die individuelle Freiheit bedrohen, dann kritisiert man umgekehrt solche sozialen Beziehungen, die sich der Sphäre des individualistischen und subjektivistischen entziehen. Der soziologische Befund ist hier jedoch noch dramatischer als der bezüglich der Institutionen: Denn während die Institutionen für ihre entfremdenden Aspekte *nur* kritisiert worden sind, dann kritisiert die soziologische Analyse nicht nur solche sozialen Beziehungen, die die menschliche Autonomie, Aktivität bzw. Initiative in Frage stellen, vielmehr tendiert sie sogar dazu, diese gleich ganz aus dem Beobachtungsbereich der Soziologie auszuschließen. Die Soziologie lässt konstitutiv und absichtlich große Bereiche sozialer Beziehungen weg. Beispielhaft steht in diesem Zusammenhang Max Webers Fokussierung auf absichtsvolles, sinnintendiertes Handeln und der damit verbundene systematische Ausschluss *reinen* Verhaltens. Alle Formen des Verhaltens, die nicht mit Sinn verbunden und nicht auf das Handeln anderer Akteure bezogen sind, sollen dem Anspruch nach kein Gegenstand der Soziologie sein (auch wenn das selbst bei Weber nicht der Fall ist). Webers Soziologie ist auch in dieser Hinsicht ein Klassiker, weil diese Einstellung bis heute weitverbreitet ist.

Reines Verhalten wird heute genau genommen nur noch in behavoristischen Ansätzen beobachtet, die dieses allerdings wiederum als eine Form individueller Nutzenmaximierung bzw. -optimierung konzipieren. Phänomene wie passive Nachahmungen, die Gabriel Tarde als die zentrale Form sozialer Beziehungen angesehen hat, werden, wenn überhaupt, nur noch am Rande thematisiert. Ein anderes prominentes Beispiel ist das Massenverhalten, wie es Gustave Le Bon beschrieben hat. Dessen *Psychologie der Massen* – ein Werk, das erstmalig reine

Verhaltensbeziehungen als soziale Phänomene bestimmt und damit ernst nimmt – ist eines der einflussreichsten Bücher der Moderne. Bezeichnenderweise bezieht sich dieser Erfolg und der Einfluss dieses Ansatzes nicht auf dessen wissenschaftliche Rezeption und schon gar nicht auf die soziologische. Dieses Buch spielt in der Soziologie bis heute keine Rolle, obwohl es genau genommen ein Klassiker zur Analyse sozialer Beziehungen ist. Das sozialwissenschaftliche Scheitern der Massentheorie von Le Bon steht zynischerweise im krassen Widerspruch zu ihrem praktischen *Erfolg*, hat diese Theorie der Massenbeziehungen doch noch den schlimmsten Diktatoren in der Geschichte der Moderne als Handbuch gedient (Reicher 1996). Im Gegensatz zur Soziologie haben diese sich für Formen der Massenbeziehungen immer sehr interessiert. Dem steht eine soziologische Ignoranz (und vermutlich Verachtung) des passiven Verhaltens und des Massenverhaltens gegenüber, die auf eine wirtschafts- und bildungsbürgerliche Schlagseite der Soziologie verweist. Die Soziologie interessiert sich für soziales Verhalten und soziale Beziehungen vor allem dann, wenn sie intendiert, reflexiv, kritisch, rational bzw. nutzenmaximierend sind. In diesem Narrativ treten menschliche Akteure (bzw. Systeme) in soziale Beziehungen nicht ein – wie wir in eine Masse eintreten –, vielmehr bringen wir soziale Beziehungen beständig erst hervor, z.B. durch Interaktionen und Kommunikationen.

Dieses aktivistische Bias ist zugleich mit einer Hybris dieser bürgerlichen Soziologie verbunden, die darin besteht, intentionales Handeln (Fremdverständhen) bzw. zielgerichtete Kommunikation (Erwartungen, Erwartungs-Erwartungen etc.) als die einzige Form von Sozialität anzuerkennen: Wo nicht interagiert und kommuniziert wird, gibt es keine Sozialität! Alle Formen des passiven Verhaltens, des Massenhandelns bzw. Nicht-Handelns – alle diese Formen, die bei Autoren wie Tarde und Le Bon im Zentrum stehen – werden als außersoziale Phänomene behandelt oder ignoriert.

Die Ignoranz betrifft aber nicht nur die historischen Entgleisungen der Moderne, sondern auch, und darum ging es eher in diesem Buch, die weite Verbreitung und Alltäglichkeit unbewusster, passiver und transgressiver Beziehungen. Der Fokus auf die *kontrollierten* Formen des Handelns bzw. der Kommunikation, die permanente Selbstüberzeugung, es mit einer reflexiven Moderne zu tun zu haben, die Forschungen zu den Arbeiten am Subjekt lassen uns die weite Verbreitung und Dominanz solcher sozialen Beziehungen übersehen, die von uns alltäglich und regelmäßig den Überstieg und Ausstieg aus der Subjektivität erfordern. Das soziale Leben ist dominiert von transgressiven Beziehungen. Mit dem Begriff der Transgression ist nun kein Werturteil verbunden. Transgression ist weder genuin positiv, wie es Bataille vorschlägt (Bataille 2001), noch ist sie – als Überschreitung sozialer Normen – genuin problematisch. Sie ist zuerst einmal *normal*.

Gerade im Anschluss an die empirischen Untersuchungen der affektiven Relationen in sozio-technischen Ensembles lässt sich zeigen, dass zur Herstellung einer innerorganisatorischen Kohärenz die Immersion aller Beteiligten notwendig ist. Diese Immersion setzt, wenn auch nur vorläufig, eine Transgression der mitgebrachten Subjektivierungsformen voraus. Immersion durch Transgression heißt, dass die Bildung sozio-technischer Beziehungen mit Prozessen der subjektiven Transgression (und der Resubjektivierung) einhergeht. Für die Soziologie käme es in diesem Zusammenhang darauf an, neben den Subjektivierungsformen immer auch die Desubjektivierungsformen in den Blick zu nehmen. Das gilt umso mehr, als die aktuelle Entwicklung sozio-technischer Beziehungen an Umfang und Komplexität zunimmt und damit zu vermuten steht, dass auch transgressive Sozialbeziehungen weiter an Bedeutung gewinnen werden.

In diesem Zusammenhang habe ich, ausgehend von den Affektstudien, die Engführung sozialer Beziehungen auf menschliche Elemente (Anthropozentrismus) und symbolische und semantische Kommunikationen kritisiert. Gerade Transgressionen weisen auf Formen sozialer Beziehungen hin, die jenseits von symbolischer und semantischer Kommunikation operieren. Als einen abstrakteren Alternativbegriff zur Kommunikation habe ich deshalb den Begriff der Affektbeziehungen vorgeschlagen. Mit dem Affektbegriff – dem Konzept des wechselseitigen Affizierens und Affiziert-Werdens – wird man in die Lage versetzt, soziale Beziehungen empirisch zu untersuchen, die sich jenseits von Semantik und Symbolismus befinden. Man wird in die Lage versetzt, alle möglichen Formen der subjektiven Transgression und Immersion – seien sie akustisch, visuell, körperlich oder pharmakologisch – in der Analyse miteinzubeziehen. Das hat sich insbesondere in der empirischen Analyse sozio-technischer Beziehungen in automatischen Arbeitsprozessen als enorm hilfreich erwiesen.

Affektbeziehungen sind für eine relationale Soziologie deshalb so gewinnbringend, weil es sich bei Affekten im hier verstandenen Sinne konzeptionell um Zwischenphänomene handelt. Sie sichern Bindungen und umfassen auch desubjektivierende Bewegungen. Sie sind abstrakt und nicht spezifisch, d.h. beschränken sich nicht auf affektive Phänomene im herkömmlichen Sinn. Alle affektiven Phänomene der Emotionssoziologie – ob Emotionen, Gefühle, Leidenschaften oder Begehren – sind spezifisch: Sie sind Aspekte der Subjektivität. Sie sind Teil der Subjektivität und ihre Bewertung geht vom Klassifikationssystem des Subjekts aus: Freude ist gut, Schmerz ist schlecht etc. Als subjektive Phänomene sind es extensive Affekte, die sich innerhalb ein und desselben Kontinuums (des Subjekts) ansiedeln. Affekte umfassen aber nicht nur extensive Affekte, sondern auch intensive Affekte. Sie sind transgressiv und desubjektivierend und damit relationierend, sozialisierend und vergesellschaftend

zugleich. Ihr Wert richtet sich also gerade nicht am Subjekt aus. Transgressionen können aus der Perspektive des Subjekts gefährlich sein, sie können aber auch als angenehm empfunden werden. Sie werden nicht am Maßstab der Normativität bewertet, sondern am Maßstab der Intensität. Als intensive Phänomene führen sie auf Seiten des Subjekts Wechsel ein, durch die sie ausgehend vom Bewertungssystems des Subjekts nicht mehr miteinander vergleichbar sind. Ganz unabhängig davon, ob es sich um Vergnügen oder Schmerz handelt, können Intensitätswechsel also eine eigene Attraktivität haben. Insofern können Ereignisse, die normativ problematisch erscheinen, wie z.B. Streit und Konflikt, eine eigenständige Attraktivität aufweisen, einfach aufgrund ihrer Intensität. Ihre Intensität besteht darin, die Subjektivität selbst zu verändern bzw. sogar zu überwinden: Transgressionen und Exzesse sind Beispiele für die affektive Attraktivität von Desubjektivierungen. Selbstverständlich können diese Transgressionen auch problematisch sein und beispielsweise Entfremdungsprozesse hervorbringen, in denen die Formen der Transgression von geringer Attraktivität sind.

Den Begriff der Relationalität ausgehend von affektiven Beziehungen zu verstehen, hat jenseits der möglichen Berücksichtigung mannigfaltiger Formen sozialer Beziehungen darüber hinaus den Vorteil, das anthropozentrische Prinzip überwinden zu können. Mit anderen Worten können auch nichtmenschliche Akteure und Passeure an sozialen Beziehungen teilhaben. Das soziale Leben beschränkt sich nicht auf die sozialen Beziehungen von Menschen. Auch hier hat sich der analytische Mehrwert sowohl bei der Analyse heterologischer Gesellschaften als auch bei der Analyse sozio-technischer Gefüge deutlich gezeigt. Die technischen Elemente (Infrastrukturen, Algorithmen etc.) sind nicht allein Werkzeuge, die das souveräne Subjekt meisterlich handhabt, sondern ko-konstitutive Teilhaber.

Auch hier ist allerdings die Umkehrung in das aktivistische Bias zu vermeiden, so als ob die algorithmischen Systeme irgendwie eigenständige Handlungsmächtigkeit und Autonomie hätten. Gerade für Algorithmen gilt, dass sie genauso relationale Objekte sind wie die humanen Subjekte. In diesem Zusammenhang müsste man im Sinne Michel Serres von Quasi-Objekten und Quasi-Subjekten (Serres 1981) sprechen, was wiederum darauf verweist, dass die *Beziehung* zwischen Objekt und Subjekt primär ist. Das heißt, statt von einer Seite initiiert zu werden, ist die Beziehung sowohl für das Objekt als auch für das Subjekt konstitutiv. Algorithmen sind nicht einfach nur intransparente Black Boxes, sondern gewinnen ihre Bedeutung und ihre Handlungsanweisungen aus der Beziehung zu anderen Algorithmen, Subjekten und Objekten. Gerade am Beispiel des algorithmischen Börsenhandels zeigt sich, dass Algorithmen nicht einfach nur als vorprogrammierte Handlungsanweisungen zu verstehen sind, sondern dass ihre *Objektivität* (die genau genommen

auch eine Subjektivität sein könnte) am Verhalten anderer Marktteilhaber bzw. an allgemeinen Marktbewegungen (Liquidität, Volatilität etc.) orientiert ist. Algorithmen haben keine eigenständige Identität oder objektive Realität, die sie besser, effizienter, fairer oder moralisch hochwertiger gegenüber dem fehleranfälligen menschlichen Verhalten machen würden. Die Regeln des algorithmischen Verhaltens sind prozedural und nicht substantiell (Burrell 2016, Cardon, 2017). Wie die menschlichen Subjekte orientieren sie ihr Verhalten an der Umwelt, ahnen passiv nach. Gerade für sogenannte maschinenlernende Algorithmen gilt, dass sie ihr Verhalten vorwiegend den Daten der Umwelt entnehmen (Mustererkennung). Davon abgesehen, dass diese Daten nie einfach nur gegeben sind, sondern auf hochkomplexe Weise aufbereitet werden – eine Aufbereitung, die in die Daten soziale Normen und Erwartungen einschreibt –, zeigt sich an dem relationalen Charakter algorithmischer Objekte, dass sie nur so effizient, fair und moralisch wertvoll sein können wie die Daten der Umwelt, anhand derer ihr Verhalten geschult wurde. Ein Algorithmus ist nicht per se rassistisch, so wie er per se nicht nicht-rassistisch ist. Wird er jedoch an rassistischen Daten geschult, dann wird er genauso rassistisch sein wie ein menschliches Subjekt, das in einer rassistischen Nachbarschaft aufwächst. Und in beiden Fällen gilt, dass es sich nicht um eine deterministische Konstellation handelt, sondern *unbewusste*, minimale Abweichungen durchaus jederzeit möglich sind, dass sowohl Quasi-Subjekte als auch das Quasi-Objekte *anders werden* können.

Innerhalb von Institutionen, in denen die Quasi-Objekte und Quasi-Subjekte in Beziehungen stehen – in meinem Beispiel algorithmische Börsenhändler –, geschieht das durch verschiedene Formen relationaler Verbindungen. Hier zeigt sich der Vorteil des hohen Abstraktionsgrads des Affektbegriffs, weil er dadurch in die Lage versetzt wird, gefühlsmäßige Beziehungen genauso zu berücksichtigen wie sprachliche Kommunikation und elektrische Stromkreisläufe (Bennett 2005). In sozio-technischen Gefügen finden sich naturgemäß unzählige Beziehungsformen: klassische symbolische und semantische Kommunikationen von Menschen und Systemen, die interalgorithmischen Operationen von Codes, die elektrischen Ströme infrastruktureller Netzwerke etc. Und die menschliche Teilhabe wird, wie ich weiter oben gezeigt habe, durch multifrequentielle (visuelle, akustische, pharmakopische oder haptische) Beziehungen bewerkstelligt. Die affektive Zusammensetzung aller Elemente und Typen sozialer Beziehungen bilden zusammen ein relationales Gefüge, ein *institutionelles Affektif*.